Sonntags-Blatt

Wöchentliche Unterhaltungsbeilage.

Lebenskunde.

Gedankengänge über das Zusammenleben.

In der Menschennatur und ihrer Beschaffenheit, die ihr der Schöpfer verliehen hat, ist das grundgelegt, was den Menschen zu einem Lebewesen macht, das zum Zusammenleben bestimmt ist. Ein „animal sociale“, d. h. ein gesellschaftliches Lebewesen nannten ihn die mittelalterlichen Philosophen und drückten dadurch das Bedürfnis aus, das im Leben überall hervortritt, das das Leben in größerer oder kleinerer Gemeinschaft hervorruft, das die Familie, die Ortsgemeinde, die Volksgemeinschaft, die Nation, die religiöse und die politische Zusammenfassung, welchen Namen sie auch tragen möge, schafft.

Das Menschenleben schafft schon in seinem Ursprung Bande der Natur, die zusammenführen und zusammenhalten: Bande des Blutes in der weiblichen Verwandtschaft, Bande der Liebe in Ehe und Familie; Bande der Freundschaft zwischen Gleichgesinnten, der Kameradschaft bei Gleichgestellten, Bande der Standesgemeinschaft bei Standesgenossen. Dazu noch führen die Erfordernisse zum geistigen wie leiblichen Leben, die Menschen, auch solche, die durch keine inneren Bande verbunden sind, zusammen, weisen sie im Leben aufeinander auf mannigfaltige Weise an und nötigen sie, zusammenzuwohnen, zusammenzuarbeiten, kurz gesagt, zusammenzuleben. Nicht bloß die Not, nein, ein innerer Herzenstrieb führt gute Menschen zusammen, daß sie sich zusammentun, zusammen freuen und zusammen trauern.

Es ist eine seltene Ausnahme, wenn jemand dauernd aus diesem Zusammenleben, aus dieser täglichen Lebensgemeinschaft heraus tritt, und sie verläßt, um ganz oder teilweise ein Einsiedlerleben zu führen. Vae soli! — Wehe dem, der allein ist! so hieß es schon im Altertum. So schreibt Ecclesiasticus (4—10) und gibt als Grund an: „weil, wenn er fällt, er nicht hat, wer ihn aufhebt.“

Das Alleinsein, das Alleinstehen, die Lebensweise des Einsiedlers, kann etwas sittlich Großes, wenn man will etwas Bedeutsames, ja Heiliges sein und wirken, aber es ist doch etwas Seltenes, eine Ausnahme. Um diese Lebensweise zu erwählen und dauernd zu führen, dazu gehört schon ein ganz besonderer Grund, eine besondere Berufung, Veranlagung und Gnade, und das Einsiedlerleben ist durchaus nicht etwa ohne Gefahren und Versuchungen. Die Einsamkeit, das Alleinsein suchen, bloß aus Bequemlichkeit, aus Menschenfurcht und Lebensscheu, wäre ganz verkehrt. Unser Heiland brachte 40 Tage und Nächte in der Wüste ganz allein zu; aber vorher lebte er 30 Jahre im Elternhause, in der hl. Familie und mit den Nachbarn in Nazareth, und nachher ging er hin und sammelte Menschen, seine Jünger um sich, wandelte, von Scharen heilsbegieriger Menschen umringt, durch die Straßen. Er zog sich ab und zu auf einen Berg zurück zum Gebet, aber es war nach dem Tagewerk zur Nachtszeit und am frühen Morgen ging er wieder lehrend und Wohltaten spendend durch das Land. Auch die Väter der Wüste, jene großen Heiligen im Orient, von denen wir im Leben der Heiligen lesen, sie lebten in den Einöden, waren aber geistig vereinigt, waren abwechselnd einsam und allein, und auch wieder zum Gotteslob und zur Arbeit zusammen. Der hl. Benediktus, der Vater der abendländischen Mönche, lehrte seine Söhne neben dem einsamen auch das gemeinsame Leben. Das ist überhaupt die beste Lebensweise, wenn Einsamkeit und Gemeinsamkeit abwechselnd geübt werden und wenn ein Mensch es versteht, zur rechten Zeit einsam, aber auch wieder zur rechten Zeit gemeinsam mit den Seinen, die zu ihm gehören, zu denen er gehört, zu leben und zu wirken, zu leiden und sich zu freuen, seine Stelle in der menschlichen Gesellschaft auszufüllen und auszunützen.

„Wenn auch nur zwei Menschen“, so schreibt ein anderer sozialer Schriftsteller, „vereinigt sind, so sind die Vorteile des gemeinsamen Lebens offenbar. Ihre Bedürfnisse sind in vielen Beziehungen nicht größer, als die des einzelnen, aber die Kräfte sind stärker, wie bei zwei getrennten einzelnen Menschen.“ Er leitet dann über zur ehelichen Verbindung, als der von Natur, d. h. vom Schöpfer durch die Einrichtung der Natur gewollten Vereinigung zweier Menschen zum Lebensbund und zur Lebensgemeinschaft.

Der Ehestand bringt in der Tat die das Leben erleichternde innigste Gemeinschaft hervor und schafft eine Grundlage zum Leben, die vollkommener als alle Freundschaft oder Kameradschaft ist. Diese gottgewollte Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Weib, vereinigt, wenn recht beschaffen, wie in einem Bündel alle Gefühle und Wirkungen echter Freundschaft und übertrifft alle andern Verbindungen von Menschenwesen zur Lebensgemeinschaft. Es ist eine gegenseitige Ergänzung, eine Vervollkommnung, eine Erleichterung und eine Sicherung des natürlichen Glückes, wenn beide Teile es verstehen, wozu sie verbunden sind, und was von irdischem Glück in ihre Hände gelegt ist; wenn der Gatte in der Gattin eine wirkliche Lebensgefährtin, die Gattin am Gatten einen starken Halt und Schutz findet, dem sie absolut und bedingungslos sich anvertrauen darf und kann.

Ja, das Leben zu zweit im Ehestand kann eine Quelle menschlichen Glückes werden durch das, was es bringt, was das Allein- und Unverehelichtleben nicht bringen kann. Diese Vorteile zählt in seinem „Buch der Frau“ der Verfasser*) in folgender Weise auf:

Zu zweit ist die Widerwärtigkeit des Lebens minder bitter, das Glück aber größer.

Zu zweit wächst der Mut und die Kraft.

Zu zweit interessiert man sich erst für das eigene Heim, das sonst leer, kalt, trost- und reizlos ist, solange man es nicht mit jemand teilen kann.

Zu zweit erwirbt man manche praktische Eigenschaft. Zu zweit kann man auch besser werden. Das Einzelsein isoliert. Die Einsamkeit, die allerdings große Seelen hebt und emporführt, die auch für die auf die Welt Verzichtenden zu höherem Stande Berufenen das richtige ist, kann unter Umständen nicht gut sein.

Das Leben zu zweien kann auch eine Schule der Vollkommenheit werden. Zwei verschiedne Charaktere reiben und schleifen sich oft ab, so daß die Härten und Kanten verschwinden und die Umformung wird im gemeinsamen Leben oft so merklich, daß sie im äußeren auffällt.

Zu zweit genießt man alle Freuden der Natur, wie der Kunst mehr, denn die freudige Empfindung des einen teilt sich erhebend dem anderen mit.

*) Combes, deutsch von Domvikar Weber, Trier. Verlag von Bützon u. Bercker, Kevelaer. 4. Aufl. 1925.

Was aber der Ehe die große Gewalt der Vereinigung gibt, das ist der Umstand, daß sie eine Vereinigung für das ganze Leben in allem von vornherein sein soll und, wo das eheliche Leben gut geführt wird, auch ist und bleibt.

P. W.

Die Ehe und die Ehescheidungen.

Der Dekan der sozialen Fakultät der Universität von Fordham in den Vereinigten Staaten, P. Le Busse, S. J., hat vor kurzem einen Vortrag über die Ehe und die Ehescheidungen gehalten, wobei er ein erschreckendes Bild von dem unglaublichen Verfall der Ehe bei den verschiedenen Völkern entwarf. Prof. Le Busse führte u. a. aus:

„In den Einzelheiten mögen wir wohl verschiedener Meinung sein. Wir müssen aber alle darin übereinkommen, daß der Zerfall der Ehe in einem Volke zu einem Tiefstand des sittlichen und des normalen sozialen Lebens führen muß. Das Ideal, das sich der junge Mann bei der Heirat vorstellt, ist jedenfalls eine Frau, die ihm ihre Liebe ungeteilt und unwiderruflich weihe, die ihm und seinen Kindern das Süßeste schenke, was es auf Erden gibt, das Heim. Und ebenso schwebt jedem braven Mädchen als Jugendtraum der Mann vor, der unwandelbar und ohne Vorbehalt ihr liebend zur Seite stehe, an dessen starke Schulter gelehnt, sie ruhig durch die Prüfungen des Lebens wandeln könne. Wo wird aber heute dieses Ideal noch wirklich hochgehalten? Wir finden eine merkwürdige Stelle in dem modernen Buch: „Morals in Evolution“ von L. D. Hobhouse (I, 150): ‚Die Ehe wird für unauflöslich gehalten bei den Andamanesen, bei einzelnen Papuastämmen auf Neu-Guinea, ebenso auf Sumatra, bei den Igorrotten und Italonen auf den Philippinen, bei den Weddas auf Ceylon, und besonders in der römischen Kirche.‘ Diese Aufzählung ist nun aber sehr lückenhaft; denn es gibt noch eine ganze Reihe selbst heidnischer Völker, die an der Heiligkeit und Unauflösbarkeit der Ehe unentwegt festhalten.

Ist es aber nicht erschreckend, daß unter den zivilisierten und christlichen Völkern Europas und Amerikas fast nur die Katholiken der Auffassung von der reinen und unauflöslichen Ehe treu bleiben?

Nach einer Meldung der Associated Preß vom 21. Juli 1924 wird in Rußland die Ehe, wenn beide Teile darum einkommen, gegen die Entrichtung einer Gebühr von etwa $1\frac{1}{2}$ Dollar in 5 Minuten gelöst. Dabei gilt nur die einzige Einschränkung, daß niemand mehr als dreimal im Jahre heiraten darf. Nach neueren Presseberichten denkt man aber in Rußland an eine vollständige Abschaffung der staatlichen Ueberwachung der Ehe. In der Schweiz, wo die Auflösung der Ehe keine größeren gesetzlichen Schwierigkeiten begegnet als in den Vereinigten Staaten, gibt es nur eine Ehescheidung auf je 16 Ehen. In anderen Ländern ist das Verhältnis noch günstiger. In Frankreich entfällt eine Ehescheidung auf 21 Ehen, in Deutschland und Neuseeland auf 24, in Norwegen auf 30, in Schweden auf 33, in England mit Schottland und Irland auf 96. Dagegen gibt es in dem zum größten Teil gut katholischen Kanada nur eine Ehescheidung unter 161 Ehen. Aber selbst das heidnische Japan hatte 1919 eine tiefere Ziffer der Ehescheidungen aufzuweisen als die Vereinigten Staaten. Es gab dort eine Ehescheidung auf 8 Ehen. Wir Nord-

Kleines Feuilleton.

Ideale der Frauenschönheit.

Es gibt eine Geschichte von einem Orientalen, der eines Tages in einer orientalischen Stadt die Riesendame des Rummelplatzes erblickte und, von der Pracht dieses Fleischgebirges begeistert, huldigend vor ihr niederfiel und murmelte: „Nun sei Allah gelobt, der mir erlaubt hat, eine solche Schönheit vor meinem Tode zu sehen.“ Der Europäer dürfte sein Schönheitsideal nicht in solchen Formmassen finden, und heute weniger denn je, wo die „schlanke Linie“ die große Mode ist. Aber auch der Orientale mißt die Schönheit nicht immer nach Gewicht. Aus der arabischen Literatur z. B. wissen wir, daß das Frauenideal, das die Dichter verherrlichen, durchaus nicht diese schwerfälligen und plumpen Züge trägt. Da wird das Mädchen gepriesen mit der „Figur des jungen Palmenbaums“, mit der „Taille der Weide, die sich im Winde bewegt“. Der Gang des Mädchens wird mit dem der flüchtig hineilenden Gazelle verglichen, so daß man auch im Orient auf ein Verständnis für geschmeidige Biegsamkeit und schlanke Gestalt schließen darf. Immerhin finden sich doch bei den indischen Dichtern, bei den Weisen Chinas, in den Märchen von Tausend und eine Nacht, zahlreiche Stellen, die die üppige Fülle verherrlichen, und auch in Europa hat man in manchen Zeiten eine Frauenschönheit verehrt, die von der heutigen sehr verschieden ist. Man denke nur an die Fülle der Frauen von Rubens. Die Völker und Rassen sind in ihrem Geschmack für weibliche Schönheit sehr verschieden geartet. Dem Oesterreicher sagt man von altersher nach, daß er für das „Mollige“ schwärmt, und schon mittelalterliche Dichter preisen die Rundlichkeit österreichischer Frauen. Der Engländer dagegen legt im allgemeinen auf die Figur wenig Wert und findet an der typischen Magerkeit der Töchter Albions nichts auszusetzen. Ihm kommt es vor allem auf das schöne Gesicht an. Er verlangt von der schönen Frau regelmäßige Züge, volles blondes Haar und einen zarten Teint, „wie Milch und Blut“. Mag seine „Flamme“ engbrüstig sein und große Füße haben, — wenn sie nur ein hübsches Lärvchen ihr eigen nennt. Der Franzose dagegen wird keine Frau für schön erklären, die nicht eine elegante Figur besitzt. Geschmeidige Schlankheit, die aber nicht in Magerkeit ausarten darf — das französische Ideal ist die „fausse maigre“ — wird von ihm vor allem geschätzt, und er achtet mehr auf die Feinheit der Gelenke, auf die Zierlichkeit der Ohren, der Hände und Füße als auf die Schönheit des Gesichtes. Der Slawe legt bei der Frau auf Regelmäßigkeit und Anmut der Züge, auf Zartheit des Teints wenig Wert; er liebt hauptsächlich das Gesicht, in dem sich ein leidenschaftlicher Charakter, eine eigene Persönlichkeit ausdrückt. Für ihn sind die Augen das Hauptelement der Schönheit; ausdrucksvoll müssen alle Züge, müssen Gang und Bewegungen sein. Es gibt berühmte russische Schönheiten, die wir höchstens als „interessant“ bezeichnen würden, und die doch durch den hinreißenden Zauber ihrer Erscheinung die slawischen Männer entzücken. Und das Schönheitsideal des Deutschen? Es war einmal das blonde Gretchen, der zarte hausfrauliche Typ mit regelmäßigen Zügen und sanften Augen; aber auch heute noch schlagen deutsche Männerherzen höher, wenn sich in einer weiblichen Erscheinung jenes harmonische Ebenmaß findet, das das Zeichen eines harmonischen Gemütes ist.

Der ideale Tanzboden.

Wer sich auf den vielen Tanzfesten, die jetzt einander ablösen, gut amüsiert, wer einen angenehmen Partner hat und durch Champagner seine gute Laune erhöht, dem wird der Boden, auf dem er tanzt, schließlich ganz egal sein. Er amüsiert sich auch so. Aber wer durch den Stimmungsrausch nicht völlig über die nüchterne Wirklichkeit emporgehoben wird, der spürt sehr genau, ob er sich auf elastischem Parkett oder auf einer rauhen Fläche fortbewegt. Die Anmut und das Vergnügen des Tanzes wird durch einen guten Boden außerordentlich gehoben und deshalb hat man die mannigfachsten Versuche angestellt, um den idealen Tanzboden zu finden. Ein englischer Sachverständiger, Patrick Chalmers, kommt aber zu dem betrüblichen Ergebnis, daß noch keine Tanzfläche gefunden worden ist, die allen Ansprüchen genügt. In Paris gibt es jetzt einige elegante Ballokale, in denen man auf Glasböden tanzt. Ein solcher Boden bereitet aber mehr den Augen ein Fest als den Füßen, denn er wird von unten farbig erleuchtet und taucht mit seinen vielfachen Reflexen den ganzen Raum in ein Meer von buntem Licht. Wer darauf tanzt, ermüdet rasch und ebenso verhält es sich mit den Marmorfußböden, die manche Tanzsäle der Riviera enthalten. Zu Anfang tanzt es sich vorzüglich, dann wird man rasch müde und schließlich schmerzen die Füße und die Beine. Sehr viel besser sind einige Tanzböden, die in den englischen Festsälen erprobt wurden. Da ist ein Fußboden aus sorgfältig gewählter Eiche, der auf 10 000 stählernen Spiralfedern ruht. Die Elastizität dieses Bodens ist außerordentlich, aber sie ist zu groß und veranlaßt zu Sprüngen, zu emporschnellenden Bewegungen, die dem modernen Tanz widersprechen. Ein anderer Londoner Tanzboden besteht aus Pinienbalken, die an Ketten aufgehängt sind und in einem sorgfältig berechneten Gleichgewicht bleiben. Das Tanzen ist hier außerordentlich leicht und man ermüdet nicht. Dafür machen sich aber gewisse Schwankungen bemerkbar, die nicht angenehm sind. Das beste dürfte daher immer noch ein guter Parkettboden sein, der aber nicht zu glatt gebohnert sein muß, da man sonst leicht ausgleitet.

Aus der guten alten Zeit.

Ein Theaterzettel aus dem Jahre 1734 wird im Braunschweiger Stadttheater aufbewahrt. Nach Ankündigung des Stückes heißt es darin: „Zur Bequemlichkeit des Publikums ist angeordnet, das die erste Reihe sich hinlegt, die zweite Reihe kniet, die dritte sitzt, die vierte steht, also können Alle sehen. Das Lachen ist verbothen, weil ein Trauerspiel ist.“

Ein vorzügliches Linderungsmittel

bei jeder Art von Husten, besonders Keuchhusten sowie allen sonstigen Erkrankungen der Atmungsorgane, wie Bronchial- und Kehlkopfkatarrh, Asthma und dergleichen

ist Pertussin.

Es ist frei von Brom und narkotischen Stoffen und kann somit jedem, selbst dem kleinsten Kinde, unbeschadet verabfolgt werden. Klinisch erprobt, ärztlich glänzend begutachtet. In allen Apotheken erhältlich. 759

amerikaner halten auf diesem Gebiet einen traurigen Rekord. Im Jahre 1890 gab es bei uns noch eine Ehescheidung auf 17,1 Ehren. 1900 gab es schon eine Ehescheidung auf 12,7 Ehren, 1906 eine auf 9,3 und 1922 eine auf 7,6 Ehen. Eine rühmliche Ausnahme bildet der Staat Südkarolina, wo die Ehescheidung heute noch unter keinen Umständen erlaubt wird. Dagegen gibt es im Staate Nevada mehr Ehescheidungen als Eheschließungen (1:8-10). In absoluten Zahlen gab es in zehn Jahren bis 1876 in den Vereinigten Staaten 122 121 Ehescheidungen. In den folgenden zehn Jahren von 1876 bis 1880 stieg diese Zahl auf 503 342, von 1885 bis 1896 auf 352 263, von 1896 bis 1906 auf 593 362, von 1906 bis 1916 auf 975 728. Das macht also in 50 Jahren zusammen 2 250 069 Ehescheidungen. Man stelle sich nur einmal vor, was diese Zahl bedeutet. 2 250 069 niedergerissene Familienherde, zerstörte Heimel Und vom sozialen Standpunkt aus müßte alles aufgeboten werden, um der Zertrümmerung auch nur eines einzigen Haushaltes vorzubeugen. Es mag Einzelfälle geben, wo ein verkommener Mann, eine entartete Frau wirklich nicht mehr befähigt wäre, das Familienleben aufrechtzuerhalten. Wer wollte aber behaupten, daß diese zweieinhalb Millionen Scheidungen, d. h. 5 Millionen geschiedener Eheleute, alle zu diesem Ausnahmsfalle gehörten? Jeder Mensch mit gesundem Verstand verurteilt die Einrichtung der Sowjet, die die Ehescheidung für 1½ Dollar zwei- oder dreimal im Jahre möglich macht. Aber steht es bei uns wesentlich besser? Und da gibt es noch Professoren und gelehrte Schriftsteller, die die Ehe immer noch als eine lügenhafte gesellschaftliche Einrichtung, als ein überlebtes Uebereinkommen behandeln. Und es werden jährlich, ja sogar täglich Romane und Zeitungsartikel gedruckt, die ungestraft das Ideal der Ehe in den Kot ziehen, und die die Ehescheidung als eine harmlose und einfache Befreiung von den Sorgen, Lasten und Streitigkeiten bezeichnen, die angeblich als die Folgen der menschlichen Gebrechlichkeit in jeder Ehe vorkommen. Nein, es steht bei uns wahrlich nicht besser."

Wenn man an diese unfaßbar traurigen Folgen der Ehescheidungen denkt, dann merkt man erst, wie richtig Chesterton in seinem Buche über den **Aberglauben der Ehescheidungen** sagt: „So wird der unglückselige Mensch, wenn er einmal die Frau nicht leiden kann, die er sich unter allen Frauen der Welt auserwählt hat, nicht zur Geduld und Selbstbeherrschung angespornt, sondern im Gegenteil ermuntert, an ihrer Stelle eine andere Frau zu suchen, die er dann bald ebenfalls nicht mehr wird leiden können."

Voltaire und die Religion.

Von **Voltaire**, (sein eigentlicher Name ist Franz Arouet), weiß jedermann, daß er als der **Vorkämpfer des Unglaubens** in der Zeit der großen Revolution in Frankreich gilt, daß auf ihn zum guten Teil die Mode zurückgeht, das Christentum mit **Spötterei und verächtlichem Witz** abzutun. Zwei neue französische Studien über die Stellung Voltaires zur Religion werfen nun ein neues Licht auf den „**Patriarchen von Ferney**", auf den Vater des neuzeitlichen Christentumhasses. Diese beiden Studien stammen von Andre Bellessort und dem Jesuiten Alexander Brou. Beide haben über die religiöse Entwicklung des jungen Voltaire so bemerkenswerte Feststellungen gemacht, die kurz wiedergegeben zu werden verdienen.

Der außerordentlich talentvolle Knabe war schon im Elternhause ungünstigen Einflüssen ausgesetzt. Da verkehrten neben leichtlebigen Priestern Frauen von sehr zweifelhaftem Rufe. Ein Bruder Voltaires, mit dem er schon als Knabe in fortwährender Feindschaft lebte, neigte zu Exzessen im religiösen Leben. Er wurde später Jansenist und litt an Konvulsionen. Schon stark gegen die Kirche und den Glauben eingenommen, trat der Knabe in die berühmte Jesuitenanstalt zu Louis le Grand ein, wo er 7 Jahre verbrachte und seine Fähigkeiten entwickelte, wo es aber seinen Erziehern nicht gelang, ihn tief für die Religion zu ergreifen. Nach seiner Heimkehr warf er sich so ungezügelt den Leidenschaften in die Arme, daß der Vater sich genötigt sah, ihn aus Paris zu entfernen und in eine Provinzstadt zu schicken. Später ging er nach Holland und England und warf sich auf die literarische Tätigkeit. Nach Paris zurückgekehrt, wurde er bald der Mittelpunkt der **jungen, ungläubigen Dichtergeneration**. Er hatte bald riesige Erfolge zu verzeichnen. Wegen seines maßlosen Ehrgeizes hatte er aber in kurzer Zeit ebensoviele Feinde als Bewunderer. Der Madame **Pompadour** gelang es garnicht, Ludwig XV. für ihn zu gewinnen. Der Monarch konnte ihm gewisse unhöfliche Witzeleien nicht vergessen. Endlich nahm Voltaire die Einladung **Friedrichs II.** an und ging nach Berlin. Doch zerwarfen sich die zwei Freigeister ebenfalls bald. Da Voltaire unterdessen durch seine literarischen Erfolge und geschäftlichen Unternehmungen ein reicher Mann geworden war, konnte er sich in der Schweiz das Schloß Ferney kaufen, wo er dann ein viertel Jahrhundert hindurch wie ein König thronen durfte, und von wo aus er seinen literarischen und brieflichen Feldzug zur Ausrottung und Lächerlichmachung des Christentums unternahm. Er wandte seinen ganzen Scharfsinn und seinen tödlichen Witz auf, um die Auffassung zur Mode zu machen, die Verachtung des Christentums gehöre zu den Erfordernissen eines aufgeklärten, höheren Geisteslebens. Um Beweise kümmerte er sich wenig. Er schrieb die **offenkundigsten geschichtlichen Unwahrheiten** nieder, ohne den leisesten Versuch zu machen, einen Beweis zu erbringen. Den Mangel an Gründen suchte er seinerseits durch eine glänzende Sprache, durch Geist und Witz, anderseits durch unablässige Wiederholungen zu ersetzen. Doch gerade hierin hat er Schule gemacht, und seine Methode ist bis heute die beliebteste Arbeitsweise fast aller Kirchenfeinde in der Presse und in der Literatur geblieben.

„**Lüget, meine Freunde, lüget nur beherzt zu! Es bleibt immer etwas hängen.**" Das war einer seiner Wahlsprüche. Sein Christenhaß offenbarte sich in der grellsten Weise darin, daß er Jahre hindurch seiner Namensunterschrift die Buchstaben E. I. hinzufügte, oft auch ausgeschrieben: **Ecrasez l'infame!** Zertretet die Schamwürdige! Darunter verstand er die Religion des Christentums.

In dieser Kampfesweise besteht die eigentliche religionsgeschichtliche Bedeutung Voltaires; denn seine Gedanken und sogar seine Werke selbst haben seit einem halben Jahrhundert aufgehört, die Geister zu beschäftigen. Man liest ihn heute überhaupt nicht mehr. In welch einer groben, die geschichtlichen Beweise des Christentums gänzlich übersehenden Weise er sich über die größten Tatsachen der Weltgeschichte zu äußern pflegte, verrät ein Beispiel aus seinem „Examen important". Frage: „**Wie hat man sich Jesus und seine Jünger vorzustellen?**"

Antwort: „Jesus ist zweifellos eines geweckteren Geistes als die meisten seiner Gaugenossen. Ohne allem Anschein nach lesen und schreiben gelernt zu haben, wollte er seine Sekte gründen und sie den Sekten der Rekabiten, Judaiten, Therapeuten, Essener, Pharisäer, Sadduzäer, Herodianer entgegenstellen; denn das ganze armselige Judentum zerfiel damals in Sekten. Ich habe ihn schon mit unserem Fox (einem Engländer) verglichen, der wie er ein Unwissender aus der Hefe des Volkes war, aber gleich ihm eine manchmal gute Moral verkündete und besonders die Gleichheit aller Menschen predigte, was ja dem Pöbel stets schmeichelt. Beide sprachen ganz offen gegen die Priester ihrer Zeit. Da aber die Gesetze in England doch menschlicher waren als in Judäa, so konnten die Priester **Fox** gegenüber nur erwirken, daß er öffentlich an den Pranger gestellt wurde, während die jüdischen Priester Pilatus zwingen konnten, Jesus geißeln und dann an einen Galgen in der Form des Kreuzes hängen zu lassen.

Die Jünger blieben ihrem Patriarchen ebenso treu wie die Quaker dem ihrigen am Pranger. Nach einiger Zeit taten sie sich zusammen, um die Nachricht auszustreuen, ihr Meister sei im geheimen auferstanden. Den besessenen Juden fiel es nicht schwer, ihre Träumereien den Verrückten und Blöden glaubwürdig zu machen, die auch schon andere, nicht minder verrückte Träume gläubig hingenommen hatten."

Ueber die Bekehrung des hl. **Paulus** schrieb er: „Ich nehme Himmel und Erde zu Zeugen (wenn man von Himmel und Erde im uneigentlichen Sinne sprechen kann), daß es niemals eine wahnsinnigere, fanatischere, schrecklichere Legende gegeben hat."

Ueber die **Kirchenlehre** sagte Voltaire: „Eigentlich hatten weder die Juden noch Jesus irgend ein Dogma. Man wagte den Leuten alles zu sagen, die alles zu glauben fähig waren. Das sind die Grundlagen der christlichen Religion. Es ist nichts da als ein Netz von plattesten Niederträchtigkeiten, die vom gemeinsten Gesindel erfunden wurden. Es ist eine ununterbrochene Kette von Fälschungen."

Es gibt solcher Stellen zahllose, die nachgedruckt zu werden verdienten. Es gibt sogar Hunderte von anderen, die **anständigen** Lesern überhaupt nicht dargeboten werden können. Und doch konnte ein solcher Stil, eine solche nichtssagende Anpöbelung, ohne auch nur einen Schein von Belegen oder Beweisen, in bewußtem Widerspruch mit tausendfach historisch begründeten Tatsachen, nicht nur die Zeitgenossen blenden, sondern auch noch eine Schule gründen, die bis heute nicht aufgehört hat, in ähnlicher Weise gegen das Christentum zu eifern!

Voltaire war aber dennoch kein Gottesleugner. Er glaubte an einen Gott, allerdings nur im Sinne der Deisten. Für ihn war Gott der Uhrmacher, der das Uhrwerk der Welt gemacht habe, sich weiter aber nicht viel darum kümmere. **Religion** hielt er für gut und angebracht bei dem ungebildeten Volke, also als eine Art sozialer Versicherung der Reichen und Vornehmen gegen die Revolution von unten. Wie schwach aber diese Versicherung war, das hätte Voltaire in der französischen Revolution sehen können, wenn er noch etwas länger gelebt hätte. Er hatte in seinem übermütigen Haß gegen Christus geschrieben, er wolle der Welt zeigen, daß ein einziger Mann dazu genüge, um das Christentum auszurotten, das durch 12 ungebildete Fischer verbreitet worden sei, daß einer ausreiche, um es zu bewerkstelligen, daß in einigen Jahrzehnten kein Gebildeter mehr an Christus glauben würde. Heute sieht es gerade in Frankreich mit seiner Prophezeihung sehr schlecht aus, aber auch in den übrigen Ländern. Gerade die gebildeten Kreise wenden sich immer mehr dem gläubigen Christentum zu, während der platte Unglaube, der Voltairianismus, ein Vorrecht der am wenigsten gebildeten Volkskreise zu werden beginnt.

Es dürfte ja in aller Welt bei jedem einzelnen hinreichend bekannt sein, daß der „große" Glaubensspötter Voltaire mit seiner Lehre nicht durchgedrungen ist. Die strafende Gerechtigkeit Gottes hat auch schon im Diesseits Voltaire den entsprechenden „Lohn" gegeben, denn bekanntlich mußte Voltaire in seiner Todesstunde furchtbare Kämpfe erleben, die ihn fast zur Verzweiflung brachten.

15 Bräute zu gleicher Zeit.

Als **Waren- und Heiratsschwindler** entlarvt und festgenommen wurde vor einiger Zeit ein 38 Jahre alter Zigarrenhändler Heinrich Pareigis aus Berlin, Pücklerstraße 7. Dieser unternehmende Mann, gegen den seit seiner Festnahme noch eine ganze Reihe von Anzeigen einlief, gründete in der Inflationszeit nicht weniger als 15 Zigarrengeschäfte. Nach Einführung der Rentenmark aber ging eins nach dem andern zugrunde, zuletzt das in der Prinz-Handjery-Straße 43 zu Neukölln. Nachdem er nun eine Zeitlang Verkäufer gewesen war, kaufte er einer Frau Rothenburg das Geschäft in der Pücklerstraße ab und spielte eine Doppelrolle. Unter dem Namen Rothenburg bezog er von den verschiedensten Fabriken die Ware, und wenn Zahlung verlangt wurde, so hieß er auf einmal Pareigis und verwies seine Lieferanten an seine Vorgängerin Frau Rothenburg, die sich nicht zu helfen wußte und ein dutzendmal gepfändet wurde. Die Verdächtigung von Postbeamten, Waren unterschlagen zu haben, führte endlich zur Verhaftung des Schwindlers. Ueberraschende Folgen hatte die Verhaftung nach einer anderen Richtung. Bei der Kriminalpolizei meldeten sich nicht weniger als 15 Witwen und Mädchen, denen er die Ehe versprochen hatte. Fünf von ihnen hatten ihn, in der Aussicht auf die Ehe, auch bereits mit einem Kinde beschenkt. Pareigis, der „Zigarrengroßhändler", war in der Inflationszeit **der Löwe aller Witwenbälle**. Die heiratslustigen Witwen rissen und schlugen sich um den Kavalier, der das Geld mit vollen Händen ausgab. Nach der Inflation wollte Pareigis diese Rolle weiterspielen, und jetzt verschaffte er sich das Geld dazu durch Schwindeleien. Jetzt sind alle Bräute entrüstet über den Schwindler, nur eine glaubt auch heute noch an ihn, ein 17jähriges Kindermädchen, das ein Vierteljahr lang auf einem Strohsack unter seinem Ladentisch geschlafen hat, weil er die Miete für ein eigenes Zimmer nicht mehr bezahlen konnte.

Musik und Theater.

Was ist deutsch in unserer Musik?

Für das Bedürfnis unseres Volkes, sich über seine besondere Eigenheit klar zu werden, sind die Versuche bezeichnend, die in letzter Zeit von den verschiedensten Seiten unternommen wurden, um die charakteristischen nationalen Züge in unserer Kunst zu erkennen. Während man sich ... in der bildenden Kunst und in der Literatur schon ... mit diesem Problem beschäftigt hat, ist die Frage ... die **Musik**, die doch als die deutsche Kunst an sich gilt, wissenschaftlich bisher noch nicht beantwortet worden. Als erster hat diese bedeutsame Aufgabe der Heidelberger Musikhistoriker **Hans Joachim Moser** in seiner „Geschichte der deutschen Musik" unternommen, die bei Cotta in Stuttgart erschienen ist. Der Gelehrte legt den ersten Band dieses bahnbrechenden Werkes nunmehr in völliger Neugestaltung vor und zieht gleichsam in dem ersten Kapitel das Resume aus seiner ganzen Darstellung, indem er in knapper Form hervorhebt, was das Deutsche in unserer Musik ist. „Das unbändig Kraftstrotzende, bis zur Selbstvernichtung Leidenschaftliche, das wie aus gepreßten Herzen emporsprengt, wie es Tacitus unseren Ahnen zulegte, diese heiße Unbedingtheit, dieses heilige „Alles oder Nichts" hat das deutsche Musizieren von Urzeiten her groß werden lassen", schreibt er. „Bezeichnend und unterschiedlich ist schon die **Grundeinstellung der Völker zur Tonkunst**: dem **Griechen** ist sie überwiegend Erziehungsmittel, dem Römer mehr Gaukelherrei, dem Slawen Leidenschaftsstachel, dem Romanen withdrendes Form- und Gesellschaftsspiel, dem Germanen jedoch ein der Gottverehrung nahestehendes Wahrtum." Dem **Deutschen** ist daher die Musik wirkliche Herzenssache, ein fast religiöses Bedürfnis, und daraus erklärt sich sein Begriff von „Tiefe" der Musik. „Wir wollen in ihr nicht den ‚grämlichen Geist der Schwere' oder ewige Philosophiebelastung, aber doch auch eine Ausdehnungsrichtung mehr als bloß in der Oberfläche; nicht bloß schönen Klingklang und heroischen Schmiß, sondern zugleich auch noch Erlebniswert, Gefühlsausdruck, Wesensabbild ihres Schöpfers. Deshalb zeigte deutsche Musik fast immer das seltsam Zwiespältige, Doppelgesichtige, die gebrochenen und gemischten Farben: Händels Affektwiderstreite, Bachs Derbheiten mit dem Jenseitsblick, Mozarts „Lächeln unter Tränen", Beethovens zornpolternde Scherze. So scheiden sich zugleich die verschiedenen Musikästhetiken als Rassefragen: „Musik als Ausdruck" entspricht am meisten deutscher Art, „Musik als tönend bewegte Form" aber gehört eher den andern."

Der **Süddeutsche** ist dem Norddeutschen an Gesangsbegabung wohl überlegen, wenn auch das alte Wort „Frisia non cantat" keineswegs stimmt. An der Musik anderer Völker gemessen, ist unsere **Rhythmik** merkwürdig einfach, erscheint „irgendwie harmlos, kindhaft, salzarm wie unsere alten Spring- und Schreittänze". Dafür bauen sich aber in der germanischen Musik die Takte am stärksten nach dem lebensvollen Abbild der Herztöne, haben etwas Stoßhaftes, ungestüm Drängendes. Ebenso kann man in der **Melodik** den Indogermanen schon eine gewisse Sonderstellung einräumen. „Nur verhältnismäßig selten begegnen wir bei den Fremdvölkern großen Tonschritten — ganz überwiegend kriechen ihre Weisen, wie ängstlich auf schmalen Dschungelpfad geduckt, um einen Mittelpunkt in kleinen Intervallen, während bei uns ein herrenhaftes Ausgreifen, ein herzhafter Wagemut kühn und sicher den Tonraum durchspringt. Unser Lebensgefühl als Rasse wehrt sich gegen die uns neuerdings wieder angesonnenen, klügelnden Versuche, selbst noch den Halbton zwergenhaft, maulwürfisch zu unterteilen ... Das Ohr der indogermanischen Rasse hat aus innerster Notwendigkeit von Urzeiten her die „harmonische" Einteilung der Oktave gefordert, wie sie auch die Erscheinung der harmonischen Obertöne als naturgegeben bestätigt und damit ein sozusagen "angeborenes Harmoniebewußtsein" bewiesen hat, aus dem sich dann erst geschichtlich die wechselvollen Schicksale der Konsonanz- und Dissonanzbegriffe entwickelte. Wie die Rhythmik, so zeigt auch die deutsche Melodik auffallende Schlichtheit und herzliche Entschiedenheit. Es ist der tagbelle Dur-Klang, der schon aus den alten Heldenliedern tönt. Zwar ist es ein Aberglaube, daß Deutschland arm an schönen Stimmen sei, denn wir versorgen aus eigenen Kräften, von dem Konzertbedarf abgesehen, etwa fünf- bis zehnmal so viel ständige Opernunternehmungen ersten Ranges, als Italien für die lateinische Welt liefert. Aber die Sprache kommt bei uns der Klangentfaltung wenig entgegen, und so sind denn von ältesten Zeiten an im Gegensatz zu dem Schönheitskult der Mittelmeersänger in Deutschland die Ansprüche an das Klangbild auffallend unentwickelt."

Daraus ergibt sich eine andere **Besonderheit, die der deutschen Musik ihre eigentümliche Stimmung verleiht**. Es ist, wie Moser sagt, „das Verschwinden des ‚Wie' hinter dem ‚Was', der ‚Form' hinter dem ‚Inhalt'." Auch mag es zu unserem Nationalkolorit stimmen, wenn wir klanglich statt der grellen Leuchtkraft und Helligkeit ein gewisses „Rembrandtdunkel" bevorzugen, das als „Decken" eine auffällige Besonderheit des deutschen Gesanggeschmacks ausmacht."

Das internationale Musikfest in Zürich.

Das nächste große Musikfest der „**Internationalen Gesellschaft für neue Musik**" wird im Sommer dieses Jahres auf Einladung der schweizerischen Sektion in **Zürich** stattfinden. Die für die Gestaltung des Festes entscheidende **Delegiertenversammlung** hat soeben stattgefunden. Es gelangen zur Aufführung im ersten Konzert (als geistliche Musik): Litanei" von ... **Petyrek** und „Le miroir de Jesus" von **Caplet**; im zweiten Konzert: „Portsmouth Point" von **Walton**, Konzert für Orchester von **Hindemith**, „Partita" von **Casella**, fünf Orchesterstücke von **Webern**, „Fouls" von **Ferroud**, „La danse de la sorciere" von **Tansmann** und fünfte Symphonie (mit Violine und Solo-Trompete) von **Levy**, im dritten Konzert: Streichtrio von **Geiser**, Bläser-Quintett von **Schönberg**, Streichquartett von **Jacobi**; im vierten Konzert Sextett von **Horree**, vierte Klaviersonate von **Miaskowski**, Violinkonzert von **Weill** und zwei Stücke für Kammerorchester von **Krasa**. Die einzelnen Stücke sind diesmal auf einstimmige Votum sämtlicher Juroren (Blitz-England, Honegger-Schweiz, Straram-Frankreich, Szymanowski-Polen und Scherchen-Deutschland) hin angenommen worden. Die Dauer der einzelnen Aufführungen wird, was für eine fruchtbare Aufnahme sehr wichtig ist, eineinhalb Stunden nicht überschreiten.

Der Brief.

Skizze von W. Kemter.

Jener Zeit, da der Frühling ihres Lebens tausend Blüten trieb, da es knospete, gärte und schwellte, galten an einem stillen Sonntagmorgen Irene Karolas Gedanken. Sie saß vor dem zierlichen Mahagonischreibtisch in ihrem eleganten Arbeitszimmer, und vor ihr lagen die Stöße von Schülerheften, die sie, die Leiterin der städtischen Höheren Mädchenschule, am Vorabend durchgesehen hatte. Eine sonntägliche Stille herrschte in dem Hause.

Sinnend saß Irene und las wiederholt die wenigen Worte des Briefes, den die Post ihr gebracht. Wie im Kino blitzschnell die Bilder aufleuchten, hatte der Brief ihr das Bild ihrer Jugend wiedergezeigt, das Bild ihrer sonnigsten Tage, überstrahlt von einem freundlichen Sterne. Dem einen Bilde folgten viele andere, und bald lag jene Zeit in scharfen Umrissen hell und klar vor ihr, als ob nicht ein Vierteljahrhundert seitdem verflossen wäre. Sie sah die Wege, die sie damals froh und sorglos und — stolz und hart gegangen war und die sie in die Einsamkeit geführt hatten ....

∴

Als Tochter des berühmten Künstlers hatte sie in der großen Heimatstadt im Mittelpunkt der Gesellschaft gestanden. Von dem Glanze des Ruhmes ihres Vaters waren ihre Jugendtage übersonnt. Die Tage des Lenzes, die so schnell vergangen waren, daß sie es erst gewahr wurde, als sie einsam im Hochsommer stand, als die Reue sich regte und an ihrem Herzen nagte, im Laufe der Jahre den harten Ring des Stolzes sprengte und eine Wunde entstand, die die Zeit nicht mehr heilte. In der Fülle der Arbeiten ihres Berufes hatte sie diese innere Stimme wohl übertäuben, aber nie zum Schweigen bringen können.

Von der ersten Stunde an, da sie von ihren Eltern in die Gesellschaft eingeführt wurde, war sie heiß umworben worden. Lange war ihr Herz am harmlosen Tändeln nicht beteiligt, bis sie Markus Weimar, den jungen Konzertmeister kennen lernte. Dem ruhigen, stolzen Manne galt bald ihr Sinnen und Trachten, jeder der heißen Schläge ihres Herzens. Die Liebe zu Markus Weimar hatte von ihm Besitz genommen und jede Faser gehörte dem Manne, der sich ihr so vornehm ehrerbietig genaht und so zart und liebevoll um sie geworben hatte.

Als die Welt voll Nebel lag und der Sturmwind Regenschauer durch die Straßen peitschte, hatten sie und Markus sich gefunden. So köstlich, gleich einem wunderschönen Traume waren jene Tage gegangen, daß sie sich oft fragte, ob sie von Dauer sein könnten. Sie waren es nicht. Die kurzen Tage eines kurzen Jahres waren nur ein Traum gewesen, der, wie alle Träume, bald in nichts zerstob ...

Die Schwägerin einer Freundin, die von ihrer Verlobung mit Markus nicht wußte, letzteren aber kannte, schrieb aus der Provinzstadt, daß sie den gefeierten Markus Weimar neulich mit einer Dame am Bahnhof des kleinen Städtchens gesehen hätte. Der Abschied, denn die Dame habe Weimar begleitet, müsse sehr schwer geworden sein, denn der Konzertmeister hätte tröstend auf die Weinende eingeredet und sie dann geküßt. Noch etwas hatte in dem Briefe gestanden, den ihr die Freundin zum Lesen gab, etwas, was ihr alle Besinnung geraubt und ihren Stolz aufs tiefste verletzt hatte. Ohne weiter zu überlegen, unter dem Eindrucke dieser Mitteilung, schrieb sie empört an Markus, daß sie sein Geheimnis kenne, und daß fürderhin keine Gemeinschaft mehr zwischen ihnen bestehen könne. Er möge nutzlose Versuche, ihren festen Entschluß zu ändern, unterlassen. Den schmalen Reif mit den Opalen, den er ihr in seliger Stunde geschenkt, sandte sie ihm zurück.

Und doch kam ein Brief von ihm. Wie gerne hätte sie ihn gelesen, aber ihr Stolz hatte gesiegt. Sie nahm ihn nicht an. In zierlichen Lettern war auf der Rückseite des Umschlages Markus Name gedruckt, so fand sich der Brief zu seinem Absender zurück.

Wenig später wurde er zum Dirigenten des Hoforchesters in der Residenz ernannt, und sie hatte ihn nie wiedergesehen. Um zu vergessen, gab sie ihr bisheriges müßiges Leben auf, wurde Lehrerin, und nach wenigen Jahren Leiterin der Schule, an deren Spitze sie heute noch stand.

Markus Weimar hatte in verhältnismäßig späten Jahren noch angefangen zu komponieren und mit seinen Opern glänzende Erfolge gehabt. Sein Name war in aller Mund, seine Melodien auf aller Lippen. Aus ängstlicher Furcht vor der bitteren Reue, die in ihrem Innern war, verschloß sie sich allem, was von ihm sprechen und sagen wollte; das eine nur wußte sie, daß auch er einsam geblieben war.

Wie auch sie. Lange schon waren ihre Eltern tot und sie war allein. Allein mit ihrer Arbeit, die ihr über alles hinweghelfen mußte und es so leidlich auch getan hatte. Aber was nützte es, daß man Tür und Tor vor dem verschloß, was unvertreibbar schon im Innern war. Sie hatte sich ganz ihrem Berufe hingegeben, aber — — sie hätte besseres zu tun gehabt. Einst, vor vielen Jahren.

∴

Wieder nahm sie den Brief, der vor ihr lag, zur Hand. Er war von einem Notar aus der Residenz. Im Nachlasse des vor kurzem verstorbenen Komponisten Markus Weimar hatte er beiliegenden Brief gefunden, den er ihr gemäß dem Wunsche des Verewigten zu übersenden die Ehre habe. Auf dem Umschlag hatte Markus Weimar mit seinen kräftigen Zügen die Worte geschrieben: Nach meinem Tode an Fräulein Irene Karola, Leiterin der Höheren Töchterschule in N. (also war sie nicht ganz aus seinem Leben verschwunden) für den Fall, daß sie mich überlebt, zu senden.

Rasch öffnete Irene den Brief, ein zweiter fiel ihr daraus entgegen. Sofort hatte sie ihn erkannt. Jenen Brief, den sie nicht angenommen hatte. Noch war er uneröffnet, steiler Hand war auf der Rückseite der Vermerk: Annahme verweigert, während vorne mit Rotstift das Wort geschrieben stand: Zurück. Keine Silbe hatte Markus Weimar hinzugefügt.

Irene überkam eine plötzliche Schwäche und ihre Hand zitterte heftig, als sie nach dem Brieföffner griff. Und dann — — las sie den Brief, den sie vor fünfundzwanzig Jahren nicht gelesen hatte, weil ihr Stolz es nicht erlaubt und sie eine Rechtfertigung nicht für möglich gehalten hatte. Den Brief, der eine düstere an ihrem Liebeshimmel aufsteigende Wolke zu verscheuchen vermocht hätte, und der heute zur furchtbaren Anklage für ein zertrümmertes Lebensglück wurde. Die inhaltsschweren Worte lauteten:

„Geliebte Irene! Du hast mir heute harte, böse Worte geschrieben. Der Schein ist gegen mich, und ich darf Dir nicht zürnen, obwohl es mir sehr, sehr weh getan hat, daß Deine Liebe zu mir Dir nicht mehr Vertrauen gab, daß Du mich ungehört verdammtest und so grausame Worte sandtest.

Ich weiß nicht, von wem Du die Kenntnis hattest, die Dich zum Bruche zwang; das eine weiß ich aber, daß es dem Betreffenden in der kleinen Stadt leicht gewesen wäre, zu erfahren, wer jene Dame war, die mich zur Bahn geleitete.

Ich schulde Dir eine Erklärung, die ich Dir freilich nach unserer Vermählung freiwillig gegeben hätte. Ich habe Dir bis heute nie von meiner Familie gesprochen. Nun muß ich es tun. Meine Schwester und ich verlebten eine unfrohe, mutterlose Jugend. Wir schlossen uns daher enger aneinander, als es wohl Geschwister zu tun pflegen. In späten Jahren heiratete mein Vater noch einmal, starb aber bald darauf. Um jene Zeit mußte ich in die Welt hinaus und überließ mein Schwesterchen dem Schutze der Stiefmutter. Sie hat sie schlecht gehütet. Ein Elender, wie ich später erfuhr, von der Stiefmutter sehr bevorzugt, wußte sich die Liebe meiner Schwester und ihr Vertrauen zu erwerben. Er wurde ihrer Liebe bald überdrüssig und verließ sie. Als ich heimkam, fand ich meine Schwester der Verzweiflung nahe. Ich wollte ihr nahe sein und brachte sie zu lieben, mir ergebenen Leuten, nach N., wo ich sie oft besuchte.

Nach unserer Vermählung wollte ich Dir erst davon berichten und Dich zu Elsa führen, in der Hoffnung, daß auch Du sie lieben lerntest, so daß sie wenigstens einen Teil ihres alten Frohsinns wieder zurückgewänne ...“

∴

Der Brief flatterte zu Boden. Aus Irene Karolas Gesicht war alle Farbe gewichen. Ein dunkler Nebel legte sich vor ihren Augen. Die grausame Anklage: „Vor fünfundzwanzig Jahren hättest du diese Zeilen lesen und nicht ungehört verdammen sollen, nun ist es zu spät und Markus tot“, steigerte ihre Aufregung fast bis zum Wahnsinn.

In fassungslosem Schluchzen bebte und zitterte ihr Körper, als sie, in einer Stunde um viele Jahre gealtert, das Gesicht in den Händen barg ....

Man lernt nie aus.

Das durchschnittliche Hirngewicht des Europäers beträgt für Männer 1362 Gramm, für Frauen 1219 Gr. Die Chinesen haben ein höheres Hirngewicht als die Europäer, die Neger ein kleineres.

□

Unter der Regierung Heinrichs des Vierten, war der Luxus der Frauen ein so ungeheuerlicher geworden, daß der König sich im Jahre 1575 entschloß, den unglücklichen Ehemännern zu Hilfe zu kommen. Auf seinen Befehl wurde eine Liste von 30 Pariser Damen, die einen besonders großen Aufwand trieben, aufgestellt und die Unverbesserlichen auf der Straße verhaftet und ins Gefängnis abgeführt. Aber selbst diese strenge Maßnahme erwies sich als ein Schlag ins Wasser.

□

Eukalyptusbäume sind die wertvollsten Luftverbesserer in sumpfigen Gegenden.

□

Farnkräuter werden in den Tropen 16 Meter hoch

□

In der **Luft**, die wir ausatmen, ist der Kohlensäuregehalt hundertmal größer, als in der atmosphärischen Luft.

Der **Igel** verträgt vom Gift des Wundstarrkrampfes

□

(Tetanus) eine Dosis, die genügen würde, um 8000 Menschen zu töten.

□

Der **Körper des Erwachsenen** besteht aus 16 Proz. Skelett, 42 Proz. Muskeln, 18 Proz. Fettgewebe, 7 Proz. Blut, 16,9 Proz. Drüsen.

□

Ein **Wind** muß ununterbrochen 240 Jahre lang in derselben Richtung und derselben Stärke wehen, damit im Meere eine ständige Wasserbewegung in derselben Richtung in 100 Meter Tiefe mit halber Geschwindigkeit sich bemerkbar macht.

Wochenplauderei.

Ein politischer Hund.

Max heißt er. In schweren Zeiten ein verstehender Freund! Ein Blick in seine tiefen Augen: Und alles ist wieder gut.... Max hat vier Beine, zwei ganz vorn und zwei ganz hinten. Dazwischen dehnt sich die Schlummerrolle seines zottigen Körpers. In der Dämmerung sieht es aus, als gehöre dieses seltsame Tier zur Klasse der Tausendfüßler, kann man sich doch kaum vorstellen, daß so etwas langes auf vier kurzen, krummen Beinchen daherschleicht. Max ist schon in seiner Struktur ein Symbol der Uebergangszeit. Wenn er nämlich mit seinen zwei Vorderpfoten auch schon ganz im Neuen steht und mit seiner gesunden feuchten Schnauze den Geist von Locarno liebkost, so kann es doch sein, daß seine beiden Hinterbeine noch ganz im Alten verstrickt sind mit samt dem dazugehörigen Schwanz. Man konnte demgemäß sämtliche politischen Parteien auf ihn sinngemäß anbringen, wenn auch nicht gerade von Links nach Rechts, so doch von Vorn nach Hinten. Max ist durch und durch ein politischer Hund, worauf schon sein schlangenartiger Gang hindeutet. Noch klarer wird das aus seiner ganzen Entwicklung. Sein Stammbaum ist zwar nicht berühmt, da Max mutmaßlich in einem Zigeunerwagen das Licht der Welt erblickt hat. Da aber über seiner Wiege das Wort hallte: Freie Bahn dem Tüchtigen, trat er mutig seine Lebensreise an. Und siehe, es gelang ihm schon bald, in ein gutes Pfarrhaus überzusiedeln, was gewiß ebenso einen frommen wie klugen Instinkt verrät, heißt es doch: Unter dem Krummstab ist gut leben. Als noch die Militärzeit in Blüte stand, lief dieser Adoptivsohn eines so heiligen Hauses doch heimlich jeder Uniform nach, was ihm übrigens manchen fetten Knochen einbrachte. Als ihn aber einst ein Herr Major und Etappenkommandant flüchterlich durchs Monokel anschaute, machte Max kehrt, gab am nächsten Baum seiner Verachtung Ausdruck und suchte sich eine neue Partei, hatte sich doch auch die öffentliche Futterkrippe inzwischen merklich verschoben. Max hielt sich eine Zeit lang ständig nach links und bellte jeden Polizisten an. Besonders liebte er es, gegen die hohen Steuern zu protestieren, weshalb er jeden Morgen — und dies alles sind Tatsachen — sich mitten vor das Finanzamt setzte und zwar auf die höchste Stufe, wo er denn Demonstrationen vornahm, für die zweifellos des Pfarrers Garten das geeignetere Gelände gewesen wäre. Darüber ist Max denn schon alt geworden und hat endlich beschlossen, dem Streite der in ihm selbst verkörperten Parteien ein Ende zu machen. So liegt er denn für gewöhnlich neben dem warmen Ofen, verschlingt die Vorderläufe friedlich mit den hinteren und läßt sein noch immer herrschaftliches Haupt auf den also geeinten Extremen ruhen, ein wundervolles Bild der einmal kommenden Großen Koalition.

Man kann sich denken, daß der würdige Pfarrherr, der mehr als es seinem versöhnlichen Charakter eigentlich entspräche, sich mit politischen Dingen beschäftigen muß, den Rat dieses erfahrenen Famulus in allen wichtigen Fragen gern einholt. Und da kann man denn Szenen beobachten, die denen in Goethes Faust nicht das geringste nachgeben. Denn wenn auch der würdige Pfarrer weder dem Faust noch dem Wagner gleicht, so doch dieser Tausendfüßler nicht selten einem Pudel. Im Gegensatz zu dem ewig weiterhetzenden Mephisto sieht allerdings dieser Pudel seine Hauptaufgabe darin, in jedem Betracht beruhigend zu wirken. Wozu denn auch allen Neuigkeiten nachlaufen? Sie sind doch morgen schon nicht mehr wahr. Wozu immer gleich mit dem Schwerte dreinschlagen? Es zeigt sich doch morgen schon, daß nur ein Mißverständnis vorgelegen hat. In diesem Punkt hat Max die Weisheit des alten Militärs geerbt, bei dem man sich erst beschweren konnte noch 24 Stunden, nachdem das Unrecht geschehen. Wieviel tut nicht für uns die Zeit, wenn wir sie ruhig wirken lassen. Das wußten die beiden. Und da sie so gemach ihren Weg weiter gingen, ohne von der dummen Leidenschaft bald hierhin, bald dorthin gehetzt zu werden, kamen sie bedeutend schneller voran, als alle jene Fanatiker, die einer Hornisse gleich hin und her stoßen, aber doch immer am selben Fleck bleiben...

Nur heute schien diese Ruhe ein Ende finden zu sollen. „Dieser Mussolini!“ fuhr auf einmal das deutsche Herz des Herrn Pfarrers auf. Aber nein, wie kann man dergleichen sagen und schreiben. Standen da nicht gegen die antideutsche Boykottpropaganda geradezu ungeheuerliche Sätze? Nachdem das Pilgerjahr herum ist, sind nun einmal die Deutschen „Gesindel“, sind sie „Handwerksburschen und Strolche, die mit Rucksack, nackten Knien und Knotenstock Italien heimsuchen, nie mit Wasser in Berührung gekommen zu sein scheinen... diese Viehherde ...“ Aber Max regte sich nicht. Bei politischen Dingen muß man immer ruhig bleiben. Und so begann denn ein stilles Nachdenken. War es am Ende dem italienischen Diktator mehr um eine innenpolitische Aktion zu tun? Es ist doch bekannt, wie sich die Faszisten zu spalten drohten. Da muß man den Heißspornen von Zeit zu Zeit einen Brocken hinwerfen, mag es auch nach außen hin ein wenig dumm aussehen. Schon mehrfach ist es Mussolini dann später gelungen, mit dem neu gewonnenen Ansehen die Gemüter zu bändigen.

Allerdings sind da Nachrichten, die auf eine andere Spur führen. Macdonald erzählt von allerlei Abmachungen zwischen England und Italien. Als hätte man sich friedlich verständigt, was im Falle eines gemeinsamen Raubzuges dem einen oder anderen zufallen sollte. Wir wissen um die Rüstungen in der italienischen Flotte. Wir hören, wie man sich tatsächlich tragen soll mit Absichten auf den Brenner und gar Innsbruck. Es gibt sogar Leute, die schon seit Langem mit einem faschistischen Vorstoß in die Tiroler Berge rechnen... Frage nur: Was können wir dagegen tun?... Appellieren an das moralische Gewissen der Welt... Freilich, dieses Gewissen gibt nicht nach allen Seiten hin das gleiche Echo. Das Gewissen hat oft genug geschwiegen, auch wenn es sich um grauenhafteste Skandale handelte. Dies Gewissen weiß, wie viele arme Mädchen Jahr für Jahr den teuflischen Mädchenhändlern in die Hände fallen, und es regt sich kaum. Aber immerhin, es sieht besser aus als Gewalt. Und dann Völkerbund. Auch den kennen wir. Er wird nichts ändern von heute auf morgen. Und doch, wir werden dort eine neue Plattform haben, um für das Recht einzutreten und Recht zu verlangen.

So sprach der Pfarrherr vor sich hin... Und Max schien ihn zu begreifen. Nun trat in seinem Auge auf einmal eine ganz dunkle Tiefe hervor. Als verstände er, was sein Herr vor sich hin murmelte. Armes deutsches Volk. Einst hast du Europa gegen eine Welt von Heiden beschützt. Mit starker Hand hast du dein Reich gebaut. Und nun bist du zum Gespött der Völker geworden. Lerne nun, zu schweigen und stark zu werden im männlichen Dulden. Danke Gott, daß du wenigstens deine Provinzen der Hauptsache nach beisammen gehalten. Daß nicht alles im großen Krieg zertrümmert worden. Jetzt baue auf in deinem Innern mit jenen Kräften, die dich einst so stark gemacht...

Dann wurde es still in dem Zimmerchen. Hier und da ruckte es im warmen Ofen. Man hörte den Schlag der Wanduhr. Max hustete auch von Zeit zu Zeit, denn er war schon alt. Der Pfarrherr aber sann und sann. Warum muß das alles sein? Warum kein Ende mit dem ewigen Krieg? Warum, warum? Dann kam Max heran gegangen. Sein Gang hatte etwas Tappendes, sodaß es gespensterhaft klang. Er legte seinen Kopf auf das Knie seines Herrn und schaute auf wie das Leid der Welt... Ja Max, wir wollen schlafen gehen. Gewiß, es ist Zeit. Wären sie doch alle wie du und ich. Hatten wir jemals Streit? War es nicht immer gemütlich? Gehen wir unsern Weg weiter, dein Herr auf seinen Zweien und du auf deinen Vieren... Und so kam die Nacht, die unheimliche. Während aber die furchtbaren Geschicke des Weltgeschehens ihren lautlosen Schritt durch die Dunkelheit weiter gingen, träumten die zwei vom lieben Gott und schliefen selig bis zum Morgen.

Der Mann im Monde.